

Nr. 239 Bromberg, den 18. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7. Der Kriminalistenkongreß.

Am 30. August beginnt der Kriminalistenkongreß.

Aus allen Teilen Deutschlands strömen Kriminalbeamte, vom Wachtmeister an bis zu den höchsten Beamten, nach Pulkenau, und die Stadt bereitet ihnen einen ausgezeichneten Empfang.

Graf von Bossewitz hat die Parole ausgegeben:

„Besten Eindruck machen! Größte Sauberkeit! Beste Verpflegung! Billigste Preise!"

Das führt man durch.

In Pulkenau werden in den Hotels und in vielen Privatquartieren rund 600 Kongreßteilnehmer untergebracht.

Ursprünglich hatte man die Absicht, dem Kongreß den großen Saal des „Grünen Kranzes" zur Verfügung zu stellen, aber man hat sich dann für die große Stadthalle entschlossen, die vor einem Jahre fertig wurde (und das Budget der Stadt schwer belastete!)

Der Saal faßt sie bequem und wirkt ob seiner Höhe schon imposanter, raumgreifender. Er ist aufs beste hergerichtet, geschmückt mit Blumen, Tannenreisern und den Fahnen der einzelnen Bundesstaaten.

In dem Saal findet der Empfang durch die Stadt, durch die Kurdirektion statt. Justus Kirsch hält eine fulminante Rede und weist auf die Bedeutung des Tages hin. Kurdirektor von Bossewitz spricht den Dank Pulkenaus aus.

Alles ist so nett gemacht, daß der Kongreß in bester Laune ist.

Am ersten Tage schließt sich der Begrüßung ein Kommers an, den die Stadt gibt.

*

Am nächsten Tage eröffnet der Vorsitzende, Polizeirat Peters, den Kongreß.

Er spricht über die stärkere Rolle, die infolge der Zeit der Kriminalist gezwungen ist, zu spielen, setzt auseinander, daß ein guter Kriminalbeamter vor allen Dingen mit dem ihn umbrausenden Leben im engsten Kontakt stehen müsse, dann erst sei er zur Lösung großer Aufgaben befähigt.

„Ein Kriminalist, der nicht in der Seele eines Menschen lesen kann wie in einem Buche, ein Kriminalist, der sich trotz allem nicht die wahrhafte Menschlichkeit bewahrt hat, der ist ein schlechter Kriminalist."

Dieser Ausspruch zieht sich wie ein roter Faden durch seine Ausführungen, die wirklich gut durchdacht und klug sind. Der Beifall ist ehrlich.

Nach ihm ergreift der 2. Vorsitzende, Regierungsrat Schall, das Wort und spricht über Berufsfragen. Schall hat keinen guten Vortrag, er spricht leise, undeutlich, und das nimmt seiner sonst sehr geschickten Rede viel an Wirkung.

Dann kündigt der Kongreßvorsitzende, der älteste deutsche Kriminalist, Polizeiinspektor Ollmers den Oberinspektor Altenhoven an, der mit lautem Beifall empfangen wird.

Altenhoven ist noch ein verhältnismäßig junger Mann, sehr beliebt wegen seines lauteren kameradschaftlichen Wesens und seiner hervorragenden Leistungen, ein glänzender Sprecher, wohl der beste des ganzen Kongresses.

„Banknotenfälscher!" so lautet sein Thema.

„Meine sehr verehrten Herren Kollegen! Ich freue mich, daß ich wieder einmal hier sprechen darf, und ich kann wohl sagen, daß mein Thema heute von einer Wichtigkeit ist, die nicht ihresgleichen hat. Sie wissen alle, daß ich gerade in dem Ressort: Banknoten- und Münzfälschung besonders glücklich arbeiten konnte. Es ist meine Spezialität."

Er bringt eine Kriminalgeschichte der Geldfälschungen der Jahre seit dem Kriege, behandelt die einzelnen Fälle, spricht über die Methoden der Fälscher, über die Arbeit der Kriminalpolizei auf diesem Gebiete.

Sehr interessiert folgen die Kongreßteilnehmer seinen geistvollen Ausführungen.

„Alles, was sich aber auf diesem kriminellen Gebiete seit Ende des Krieges ereignet hat, ist als Kleinkram zu bezeichnen, gegen den glänzenden Fälscher, der seit etwa einem Jahre aufgetreten ist. Wir kennen ihn noch nicht, unsere Recherchen haben bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt. Er ist als der König aller Fälscher zu bezeichnen, denn seine Falsifikate sind so glänzend gearbeitet, daß es ganz schwer ist, sie festzustellen. Vor Jahresfrist zwang der Geldeingang auf der Reichsbank die Leitung zu dem Gedanken, daß von irgendeiner Seite falsche Hundertmarkscheine und kleinere Scheine in Umlauf gebracht würden, denn man stellte doppelte Nummern durch Zufall fest. Bei der peinlichen Prüfung schien es zunächst fast unmöglich, festzustellen, welcher Schein der echte war, bis man an ein paar winzigen Abweichungen endlich den echten von dem gefälschten Schein unterscheiden konnte."

Ausführlich schilderte und beschrieb er, worin die gefälschten Scheine abwichen.

„Sie werden aus meinen Worten entnehmen, daß der Fälscher ganze Arbeit geleistet hat. Dem Laien ist es unmöglich, einen echten von einem falschen Schein zu unterscheiden, selbst der Fachmann kann es nur bei allergenauester Prüfung. Die Scheine sind förmlich wie echt. In der Reichsbank ist man von ernster Sorge erfüllt, denn tagtäglich stellt man neue Falsifikate fest, die hereinströmen. Es ist eine Extra-Abteilung gebildet worden, die nichts zu tun hat, als die Scheine zu prüfen. Bisher hat man die Öffentlichkeit noch nicht aufmerksam gemacht, sondern man hat im stillen gearbeitet. Leute, die auf der Reichsbank Geld einzahlten, unter dem falsche Scheine waren, wurden befragt, ohne daß sich eine Spur ergab. Die einen hatten die Scheine in einem Lokal, auf der Post, ja sogar von der oder jener Bank erhalten. Dann ist man dazu übergegangen, die öffentlichen Finanzinstitute zu warnen und auf die winzigen Unterscheidungsmerkmale aufmerksam zu machen. Das hat etwas geholfen. Tatsache ist aber, daß fortgesetzt von anderen Banken noch falsche Scheine angenommen und wieder verausgabt werden, fortgesetzt laufen durch die Banken falsche Scheine bei der Reichsbank ein. Vielen ist es überhaupt unmöglich, Falsifikate festzustellen. Es geht ja auch im Geschäftsbetriebe einer Bank nicht, daß jeder kleine Schein angehalten und mit der Lupe geprüft

wird, das hält das Geschäftsleben ungeheuer auf. Sie können sich lebhaft denken, daß die Reichsbank sehr beunruhigt ist. Sie schätzt die Summe der in den Verkehr gebrachten falschen Scheine auf mindestens 4 Millionen Mark."

„Hört! Hört!"

„Das Seltsame ist, nie tauchen bei irgendeinem Manne aber zugleich eine Serie Falsifikate auf. Nein, der hat mal einen, jener mal einen falschen Schein und schwört dabei auf die Echtheit. Originell ist, daß kürzlich auch einer erklärte, hier in Pulkenau einen falschen Schein erhalten zu haben."

„Hört! Hört!"

„Wir wollen und können natürlich nun nicht annehmen, daß das gute Pulkenau ein Falschmünzernest ist, denn es kommen hier tagtäglich soviel Fremde zusammen, der Weekendverkehr ist ein so starker und viel Geld wechselt aus einer Hand in die andere, daß dieser eine falsche Schein aus Pulkenau nichts zu sagen hat."

„Sehr richtig!" bemerkt die Versammlung.

„Was hat nun bisher die Kriminalpolizei getan, um diesem Unwesen, das sich verhängnisvoll für die Reichsbank auswirken kann, zu steuern? Das erste war natürlich eine scharfe Überwachung aller der Leute, die uns als Fälscher bekannt sind, oder die in Fälscheraffären schon eine Rolle gespielt haben. Das ist eine stattliche Anzahl. Das Ergebnis dieser Recherchen war kläglich. Nirgends bot sich eine Handhabe, nein, im Gegenteil, man stellte absolute Untätigkeit im Altlager der Fälscher fest. Man kam zu dem Schluß, daß ein neuer, ganz großer, der sehr intelligent sein muß, aufgetreten ist. Das machte die Angelegenheit von vornherein schwierig. Man bedenke: der größte Teil des Geldes wandert ja von Hand zu Hand. Es gibt sicher sehr viel Scheine, die monatelang unterwegs sind, ehe sie einmal eine Bank erreichen, ganz besonders die kleinen Scheine.

Die Kriminalpolizei hat die Banken zur Mitarbeit herangezogen. Diese Mitarbeit ist immer wertvoll, denn jede Bank hat ein Interesse, sich vor Falsifikaten zu schützen, denn sind sie als solche erkannt, dann bedeutet es Verlust. Weiter muß bedacht werden, daß seit der letzten Bankenmisere mit ihrer Geldverknappung das Publikum nervös geworden ist und vielfach sein Geld zu Hause behält. Wieviel falsche Scheine mögen da in der Versenkung schlummern. Die Mithilfe der Banken hat sich bisher noch nicht besonders ausgewirkt. Hin und wieder stellte man falsche Scheine fest, verhörte einzelne Personen, aber in den meisten Fällen wußten die gar nicht mehr zu sagen, woher sie den Schein hatten, das trat meist bei den kleineren Scheinen von 10 und 20 Mark ein. Das Ergebnis ist: wir haben noch keinen Anhaltspunkt.

Wir wollen und werden den Fälscher fassen.

Um das zu schaffen, muß man sich erst einmal damit befassen: wie bringt ein Fälscher seine Falsifikate in den Verkehr? Da gibt es viele Möglichkeiten. Welche ist nun die unauffälligste?"

Ausführlich ließ er sich darüber aus. Er fand das ganze Interesse der gespannt lauschenden Kongreßteilnehmer.

Klar und eindeutig behandelte er die einzelnen Möglichkeiten.

Er schloß dann: „Weiter können wir vielleicht auch darauf bauen: Jeder Verbrecher macht einmal eine Dummheit, die ihm verhängnisvoll wird. Die Dummheit eines unbedachten Augenblickes war nie der schlechteste Helfer der Kriminalpolizei. Hoffen wir, daß sie auch in diesem so ungemein schweren Falle unser Helfer wird."

Reicher Beifall lohnte seinen Vortrag.

Am nächsten Tage, der ein Sonnabend war, gab die Stadt den Kongreßteilnehmern ein Fest im Park, das mit einem Militärkonzert verbunden war und dem sich ein wundervolles Feuerwerk anschloß.

Am Sonnabendmittag spricht Baron Hohenau mit dem Grafen Bossewitz.

„Wie handhaben wir es in diesen Tagen mit dem Spiel, Herr Graf?"

„Genau wie sonst. Ekarté ist erlaubt."

„Der Klub will auch spielen. Offen gesagt, der Klub ist Ihnen nicht gerade dankbar, daß Sie den Kriminalistenkongreß nach Pulkenau gebracht haben."

„Ich habe da meine Gründe, Herr Baron," lächelt Graf Ugo. „Im übrigen... das Fest beginnt um vier Uhr. Man kann ohne weiteres damit rechnen, daß alle Kongreßteilnehmer dann im Park sind."

„Das wohl! Wie lange dauert das Parkfest?"

„Mindestens bis 9 Uhr. Der Tag ist sehr warm und das Wetter blendend schön. Der Klub ist so ungestört wie noch nie. Lassen Sie spielen... von 5 bis 9 Uhr."

„Ist es nicht gefährlich, Herr Graf? Wenn... es bekannt würde, daß in Pulkenau zur Zeit, da 600 Kriminalisten anwesend sind... Roulette!"

Er lacht und Graf Bossewitz stimmt ein.

„Aber wieso denn, so sicher wie heute wird der Klub nicht immer spielen. Spielen Sie. Gesichert ist ja alles. Wie haben wir in den letzten Tagen abgeschnitten?"

„Danke, sehr gut. Ich habe die Abrechnung fertiggemacht. Wir haben einen Überschuß von 40 000 Mark in den letzten zwei Wochen erzielt. Aber... ich... nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Graf, ich habe die Position, die Sie mir boten, zwar gern, aber doch nur bedingt angenommen. Ich möchte mich mit Schluß der Saison zurückziehen."

„Bitte sehr, ich habe das gleiche vor, Herr Baron."

„Werden Sie Pulkenau verlassen?"

„Ja, ich heirate hier noch, dann gehe ich auf Reisen. Oder haben Sie geglaubt, daß ich mich in dem elenden Nest — das ist's doch heute immer noch — begraben lassen will? O nein, es war mal ein Spaß, eine Laune. Hier mag's so weitergehen, bis einmal die Bombe platzt. Einmal tritt's doch ein, dann wollen wir aber besser den Staub Deutschlands abgeschüttelt haben. Sie sind ja jetzt finanziell auch so gestellt, daß Sie sich eine andere Existenz schaffen können."

„Gewiß, Herr Graf. Ich habe 50 000 auf meinem Bankkonto und denke, mir ein Gut zu kaufen. Drüben in Österreich."

„Sehr gut. Nun, bis Ende der Saison werden Sie ja bis 80 000 Mark bekommen. Das ist schon ein ganz schöner Grundstock. Eine reiche Heirat dazu. Also spielen Sie getrost, unter dem Schutze des Kongresses."

Lachend trennte er sich von dem Baron.

Und so spielte der Klub „Ambassadeur" Roulette, während 600 deutsche Kriminalisten im Park lustwandelten.

Graf Ugo hat die Gäste gut unterhalten. Alle sind von dem scharmanten Manne entzückt.

Er ist abends gegen 8 Uhr reichlich müde und sucht Dixi, die er abseits, an der kleinen Steingruppe mit den alpinen Pflanzen, auf einer Bank findet.

„Sie sind auch des Treibens müde, Dixi?" fragt er freundlich.

„Ja! Es war ja ganz interessant, die Herren sind alle sehr nett, man kann sich gar nicht vorstellen, daß sie dauernd im Kampf mit Verbrechern sind, aber jetzt habe ich genug. Die Herren sind ins Fachsimpeln gekommen. Sie werfen da mit Fachausdrücken um sich, die ich nicht kenne. Und ich hatte etwas Kopfschmerzen."

Graf Ugo nimmt neben ihr Platz.

„Dixi, wann werden wir uns verloben?"

„Ich überlasse das Ihnen, Herr Graf. Mein Wort haben Sie."

„Dann werden wir morgen die Verlobung verkünden."

„Es soll mir recht sein."

„Sie sprechen das so gleichgültig, liebe Dixi," sagt Ugo ernst. „Ich will Sie nicht zwingen."

„Sie müssen mich verstehen. Ich bin müde geworden. Tag um Tag sehe ich den erbitterten Kampf zwischen meinem Vater und meiner Mutter. Er ist unerträglich geworden. Nur fort, heraus aus den Verhältnissen, ich kann nicht mehr. Ich hab's versucht, sie zusammenzubringen, aber von Tag zu Tag wird die Kluft stärker. Ich will mich bemühen, Ihnen eine gute Frau zu sein. Ich fühle, Sie meinen es ehrenhaft und gut mit mir."

„Wahrhaftig, Dixi, das tue ich."

„Lassen Sie mir ein wenig Zeit. Wir werden im Anfang nichts mehr als Kameraden sein. Überlassen wir es der Zukunft, was aus dieser Kameradschaft erwächst."

Er küßt ihre Hand und sagt innig: „Ich bin's zufrieden, Dixi. Wir werden am Ende der Saison heiraten und dann geht's hinaus in die Welt, ich werde der Stadt einen anderen bringen, den sie als General- und Kurdirektor anstellen kann. Wir reisen an die Riviera, nach drüben, nach Amerika

oder in eine andere schöne Welt. Sind Sie damit einverstanden?"

„Ja, ich will fort von hier. Mich quält alles hier. Ich fühle mich unzufrieden."

„Sie sollen die schöne Welt kennenlernen, Dixi. Ich will sie Ihnen zeigen, daß Sie Freude an ihr haben. Ich kenne sie schon ein wenig. Sie ist schön. Es gibt so viele Flecke, wo man glücklich sein kann."

(Fortsetzung folgt.)

Funkspruch quer über den Atlantik.

Skizze von Heinz Liepmann-Hamburg.

Kapitän Rasmus hatte die dritte Wache übernommen, morgens von acht bis 12 Uhr und dieselbe Zeit abends, denn es waren außer ihm nur zwei Offiziere an Bord, beides Amerikaner; der eine hockte den ganzen dienstfreien Tag in seiner Funkbude und besserte irgend etwas aus, es war ein junger Mensch, hieß Howard. Kapitän Rasmus hatte ihn schwer in Verdacht, daß er sich, soweit es ging, von Pittsburg oder den anderen nordamerikanischen Sendern Tanzmusik herüberholte; bald war man sowieso auf dem Atlantik, und da hörte das von selber auf, dachte Kapitän Rasmus.

Es war eine kalte, stille Nacht; der Kapitän ging, dick eingemummt, auf der schweigenden Brücke, hoch über dem Schiff, auf und ab; immer hin und her. Ab und zu warf er einen Blick über die Back, aber da lag nichts als schwarze Nacht und das Meer, man fuhr tatsächlich nach Germany. Kapitän Rasmus zog die Schultern zusammen, als ob es erst jetzt anfange, ihn zu frieren. Unten im Kartenhaus zirpte dünn die Uhr; der Junge, der stumm und unbeweglich am Steuer stand, trat vor und glaste achtmal. Neben ihm tauchte ein Schatten auf, der erste Offizier war da, der Kapitän gab ihm Kurs, Abtrift, wünschte kurz Gute Nacht und ging hinunter. Unten im Kartenhaus machte er noch eine Eintragung, dann wollte er durch das schweigende, ruhig stampfende Schiff in seine Koje gehen.

Plötzlich, als er an der Koje des Zweiten vorbeiging, hörte er leise Klänge einer Mundharmonika. Er blieb einen Augenblick vor der Tür stehen. Der da drinnen spielte ein Volkslied. Ein merkwürdiges Lied, dachte der Kapitän, wenn man allein ist auf dem Ozean, alles um uns herum Dunkelheit und Meer und Nacht. Rasmus klopfte an und trat ein. Der zweite Offizier saß auf seinem Bett und spielte ganz leise den Refrain, es war warm und einsam in der Koje, nur ein kleines Bild, ein fünf Cent-Bild, stand auf der Kommode.

„Howard", sagte der Kapitän nach einer langen Pause, „ich möchte Ihnen eigentlich was erzählen. Haben Sie einen Schluck?" Man mußte vorsichtig sein, denn man war ungefähr an der Grenze der amerikanischen Hoheitsgewässer. Howard langte unter sein Kopfkissen und holte einige Flaschen heraus.

„Howard", fuhr der Kapitän nach langer Zeit fort, „so alt wie Sie könnte jetzt wohl mein Sohn sein . . .

Ja, Howard, mein Sohn. Und eben dieser Junge ist es, weswegen ich mich geweigert habe, wieder nach Germany zu fahren. Sie sind ein anständiger Kerl, Howard. Sie sehen so aus wie . . . Na, Ihnen will ich die Geschichte erzählen.

Das ist jetzt fünfundzwanzig Jahre her, da war ich Lotsenkapitän von Cuxhaven. Wissen Sie, das ist ein guter Posten, und so ein Posten wird in den Schifferfamilien durch Generationer vererbt. An dem Tag, als ich Kapitän wurde, war schweres Wetter, ich hatte gar keinen Dienst, aber mich ritt der Teufel, und als wir alle vollgetrunken unter den Tischen lagen und ein Fahrzeug signalisiert wurde, das einer von uns Lotsen, die wir hier feierten, übernehmen sollte, sagte ich: „Ich fahre los. Bleib' sitzen, Kamerad! Ich fahr' los." Bekommt meine Frau den Einfall und sagt, ich soll dableiben, ich wäre betrunken, und da überfällt mich die Wut, weil sie das gesagt hat, wo mein Junge dabei ist, mein Sohn, damals zehn Jahre alt und schon Anwärter auf meine Stelle, wenn ich mal versaufen würde. Ich sage: „Junge, willst du mit? 's ist schweres Wetter und dein Vater betrunken." Na, der Junge wollte, und soviel die Mutter auch schrie, desto mehr lachten wir alle über sie, und wir zogen los, der Junge und ich. Ich nahm meine Barkasse und fuhr 'rüber.

Wie es gekommen ist, weiß ich heute auch noch nicht. Vielleicht war ich wirklich betrunken, auf jeden Fall sah ich plötzlich das Boot voll Wasser, und in drei Minuten versackte alles, das Boot, der Junge und ich. Ich schluckte Wasser, bis ich nicht mehr jappen konnte, und als ich wieder zu mir kam, hatte mich ein Chilesegler an Bord, der hatte mich bei Elbe I aufgefischt, ich war schon ganz blau, aber sie haben mich wieder zum Leben gekriegt; na, da bin ich also nach Chile gefahren und nicht wieder gekommen.

Gleich hinterher habe ich dann die Stellung angenommen und bin die ganzen fünfundzwanzig Jahre immer die Ostküste entlang gezottelt, immer von Newyork nach Rio und zurück, eine feine Fahrt. Howard, es ist nicht immer ganz einfach gewesen, wenn mal so ein Posten frei wurde für eine Atlantik-Tour, und als nun der Krieg kam und hinterher, da habe ich wohl Sehnsucht gehabt. Aber zurück kann ich ja nicht mehr. Wie soll ich meiner Frau in die Augen sehen? Deshalb habe ich mich auch erst geweigert, die Tour zu übernehmen, als unsere Kompanie plötzlich den Einfall hatte, Apfelsinen nach Europa zu schicken. Aber ich konnte ihnen den Grund nicht sagen, den feinen Herrschaften ‚man hätte mich glatt entlassen, und ich bin ein alter Mann."

Eine lange Pause entstand. Es war nichts zu hören als das Rauschen der Nacht, der Wellen und des Windes. Howard nahm wieder seine Mundharmonika, spielte ein kleines Lied, von dem er einmal gehört hatte, daß es ein deutsches sei.

Ohne ein Wort zu sagen, ging der Kapitän in seine Koje.

In den nächsten Tagen schämte Rasmus sich sehr, daß er diesem jungen Menschen gegenüber so weich geworden war; das ist sowieso kein vernünftiger Seemann, dachte er, den ganzen Tag in der Funkstube hocken, das ist doch gewiß nicht das Richtige. Aber der Kapitän schwieg, denn in der vorigen Nacht hatte man schon das Licht von Lizard gesehen, und nun ging es durch den Kanal. In sechsunddreißig Stunden würde man daheim sein.

Daheim!

Es ist noch Nacht, als man das Licht von Helgoland sieht; es dämmert allmählich, bald tauchen die vier Feuerschiffe auf, und endlich winkt ein schmaler Streifen Land. Cuxhaven! Der Kapitän steht allein auf der Brücke, er sieht diesen Streifen, so dünn wie ein feiner grauer Strich; er hat den Jungen vom Steuer weggeschickt und die Mütze abgenommen.

Beim letzten Feuerschiff wird gestoppt, der Lotse signalisiert, und da hält auch schon dessen kleine Barkasse. Kapitän Rasmus kneift die Lippen zusammen, fährt sich mit der Hand durch das Gesicht, setzt die Mütze wieder auf und ruft den Jungen ans Ruder. Unten wird das Fallreep losgemacht, der Lotsenoffizier steigt herauf, kommt näher, vom Vorderdeck aufs Achterdeck empor zur Brücke, wo Kapitän Rasmus steht. Ein Schritt nähert sich, hält vor ihm, Kapitän Rasmus blickt auf, sein Gesicht wird unheimlich blaß.

„Wie heißen Sie?" schreit er den jungen Lotsen an. „Wer sind Sie?"

Der junge Lotsenoffizier lächelt: „Ich soll Ihnen einen schönen Gruß von Mr. Howard bestellen, und Sie sollten nicht schimpfen, daß er so oft in der Funkbude gesessen hat, denn ohne dies hätte ich es wahrhaftig nicht wissen können, daß mein Vater ausgerechnet in dem Augenblick zurückkehrt, wo man mich zum Lotsenkapitän ernannt hat."

Mehr kann er nicht sagen, denn der Alte liegt in seinen Armen, und — hol's der Teufel! — er heult wie ein kleines Mädchen.

Die Herrschaft des Schlagwortes.

Von Josef Jahn.

Mit viel Witz und Geist wendet sich Josef Jahn in einem dieser Tage bei der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg erscheinenden Werk „das große Schlagwort oder der unsterbliche Kapitalismus" (kart. 2.90) gegen das Überhandnehmen des Schlagwortkampfes hauptsächlich im Wirtschaftsleben. Wir entnehmen der Einleitung des Werkes die folgenden beherzigenswerten Sätze:

Übergang, Untergang, Aufgang, Abbruch, Umbruch, Ausbruch, Einkehr, Wiederkehr, Umkehr, Absturz, Aufstieg: alles Kennworte für den angeblichen Sinn unserer Gegenwart. Und zu jedem gehört eine Kultur- und Geschichtsphilosophie und eine gläubige Gemeinde. Vielleicht sollte man die Zunft der Spengler bewundern und beneiden, weil sie so genau Bescheid wissen. Aber können wir den Sinn unserer Zeit so genau wissen?

Wer keinen Glauben hat, hat eine Ersatzreligion oder einen Religionsersatz. Das ist immer richtig, aber heutzutage wird es besonders deutlich. Denn diese Zeiten sind voller Not und arm an erlebtem Trost. Und wir möchten doch so gern zu unserer Gegenwart sagen, es sei eine Lust zu leben! Die verkappte Religion von heute ist der Glaube an den Wendepunkt. Wir machen uns wichtig, indem wir das Zeitalter, mag es schon grauenvoll sein, wenigstens wichtig nennen.

Ob diese Zeit wirklich ein Wendepunkt war, werden mit einiger Gewißheit erst in späteren Jahrhunderten die Historiker nachweisen können. Vielleicht ist diese Zeit erst Vorbereitung auf die Wende; vielleicht aber sind wir schon lange jenseits der Wende, und wahrscheinlich gibt es gar keine Wendepunkte, sondern nur ein allmähliches, wenn auch mitunter stoßweises Wachsen und Wandeln. Trotzdem brauchen wir uns den Glauben an die Bedeutsamkeit der von uns erlebten Zeit nicht nehmen zu lassen; für manchen mag er ein Halt sein und für manchen ein Antrieb. Nur darf er uns nicht verleiten, die Ereignisse einzig unter dem Gesichtspunkt der großen Wendung zu sehen. Ein Glaube kann auch blind machen, blind für Tatsachen, die nicht mit ihm in Einklang sind, und blind für Deutungen, die den Glauben erschüttern könnten. Vielleicht ist es doch besser, wir nehmen unsere Zeit nicht gar zu wichtig und überlassen ihre Bewertung ruhig den Historikern der Zukunft. Statt über den Wendepunkt zu phantasieren, sollten wir uns bemühen, die Aufgabe zu erkennen, die wir lösen können, und dafür ist es nützlicher, grau zu nennen, was grau ist, nicht schwarz zu malen, wenn grau die richtige Farbbezeichnung ist, aber auch nicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Illusionen zu vergolden.

Wer diese Zeit und sein Volk in dieser Zeit verstehen will, soweit das überhaupt dem Mitlebenden möglich ist, und erst recht, wer in die Zeit handelnd eingreifen will, darf sich keine gefühlsbetonten Bilder entwerfen, oder die Bilder bewundern, die andere entworfen haben; sondern er versuche, die Dinge selbst zu sehen! Das ist freilich niemals schwerer gewesen als heute. Wirtschaft und Gesellschaft scheinen aus dem Gefüge und sind auch für den, dessen Denken nicht aus dem Geleise geraten ist, nur noch undeutlich erkennbar. Was nicht funktioniert, fällt uns auf, fällt uns auf die Nerven, so sehr, daß wir nicht mehr merken, was und wieviel immerhin noch funktioniert.

Die Deutschen haben eine Neigung, nicht von der Sache zu reden, sondern von den Meinungen über die Sache. Erst wenn wir die Dinge in ein weltanschauliches Gewand gekleidet haben, fühlen wir uns zufrieden und merken garnicht, daß wir dabei in einen Streit um Worte geraten und die Sache selbst vergessen. Worte sind angeblich das sprachliche Gewand der Begriffe; aber oft sind Worte früher da als die Begriffe, und mitunter stellt sich zu einem Wort auch nachträglich ein Begriff nicht ein. In keiner anderen Sprache gibt es eine lyrische Dichtung, die dem Denken so wenig zumutet, sondern sich begnügt, mit der nicht immer wohlklingenden Musik der Sprache unbestimmt schweifende Gefühle auszulösen: Wortklang vor Wortsinn! Das ist Stärke und Schwäche zugleich; wir sind ein musikalisches Volk, und darum ist es natürlich, daß wir auch eine Dichtung haben, die mehr die Eigenschaften der Musik, als die des Denkens an sich trägt. Wir haben aber auch — und nun wird es bedenklich — eine Philosophie, von der dasselbe gilt; eine Philosophie, Soziologie, Staatstheorie, die Dunkelheit und Unverständlichkeit für eine positive Eigenschaft ansieht, ein Gewirr von Wortschöpfungen durch Mißbrauch der deutschen Sprache, noch öfter ein Wortgemansche aus verschiedenen Sprachen, bei dem man sich zwar ein wenig oder nichts denken kann, bei dem man sich aber erhoben und erhaben fühlt gegenüber allen, denen der mystische Jargon nicht geläufig ist.

In den Niederungen des öffentlichen Meinungskampfes wird die Begeisterung für das begriffsferne, aber volltönende Wort zum dröhnenden Streit der Schlagworte. Eine deutsche Eigentümlichkeit ist es, als Schlagworte des öffentlichen Kampfes möglichst Fremdworte zu benutzen. Diese bieten den Vorteil, da ihr ursprünglicher Sinn den meisten Hörern unbekannt ist, daß man sich bei ihnen noch weniger zu denken braucht als bei deutschen Wortgebilden und Kraftausdrücken. Jeder denkt sich höchstens seinen Teil dabei und erfüllt das Schlagwort mit all dem, was ihn ärgert und begeistert. So redet man im Kampf der Schlagworte zwar unaufhörlich aneinander vorbei; aber man regt sich wenigstens auf; und darauf vor allem scheint es anzukommen.

Nirgends in der Welt gedeihen die Ismen so gut wie im deutschen Gemüt. „Der Engländer ist zu wirklichkeitsnahe dafür, der Asiate zu weise, der Romane zu vordergründig, der Amerikaner zu primitiv. Ein Ismus sagt meist nicht viel; aber er läßt Unendliches ahnen. Darum liebt ihn die deutsche Seele und offenbart damit ihren Wert und ihre Mängel. Der Ismus entspringt unserer Liebe zu großen Worten, die manchmal eine irregegangene Liebe zu den großen Werten ist.

Die meisten Ismen sind von Gelehrten erfunden. Von deutschen Gelehrten, die eine Forschungsarbeit verfrüht und gewaltsam zum System zusammenzufassen bemüht sind und für ihr System ein Etikett brauchen. Solange ein Ismus nichts weiter ist als der Versuch einer systematischen Bezeichnung für das Ergebnis einer Forschung, ist er harmlos. Aber meistens werden die beschreibenden Ismen zu fordernden oder anklagenden Ismen. Als wissenschaftliche Denkhilfen waren sie gewollt, zu agitatorischen Parolen sind sie geworden.



Bunte Chronik



Goldgruben auf der Teufelsinsel.

In Französisch-Guayana, dem südamerikanischen Gebiet, das als Deportationsstätte für französische Sträflinge allgemein bekannt ist, wurden ergiebige Goldadern gefunden. In den letzten Monaten konnten in vielen Gegenden Südamerikas Goldfelder entdeckt werden, in Columbia, Venezuela und in den holländischen Kolonien. Die reichsten Gruben scheinen aber auf französischem Kolonialgebiet zu liegen. In Französisch-Guayana entdeckte man Spuren des gelben Metalls sowohl in den Bergklippen, wie im Sand und in ausgetrockneten Flußbetten. Das französische Kolonialministerium entsandte eine Kommission nach Guayana, um an Ort und Stelle die Möglichkeiten der Goldausbeute zu erforschen. Die größte Schwierigkeit liegt in den Transportverhältnissen. Die Goldfelder liegen nämlich von der Seeküste ziemlich weit entfernt. Es entsteht die Frage, ob die geplante Goldproduktion so hoch sein kann, um die Kosten einer eigens zu dem Goldtransport angelegten Bahn rentabel zu machen. Die Gerüchte von den Goldfunden auf der Teufelsinsel und in Französisch-Guyana hatten zur Folge, daß zahlreiche Glücksjäger sich auf den Weg machten, um sich die Chance nicht entgehen zu lassen. Die französischen Gefängnisbehörden beabsichtigen, bei der Ausbeute der neuentdeckten Goldadern die billige Arbeitskraft der Sträflinge auszunutzen. Das neue Eldorado wird zur Zeit von 30 000 europäischen Kolonisten, 2500 eingeborenen Indianern und 4500 französischen Sträflingen bewohnt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.